

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1992-1993)
Heft: 41

Artikel: Weibliche Kultur statt Patriachatskritik
Autor: Kappeler, Susanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054515>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

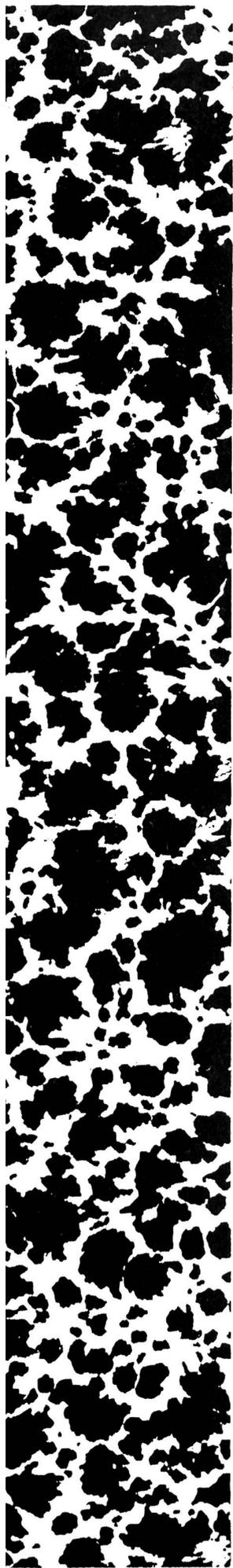
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frauen-Räume

Weibliche Kultur statt Patriarchatskritik

Die Forderung nach «Frauenräumen» steht immer höher auf der Tagesordnung der Frauenbewegung, in bestimmten Kreisen vielleicht gar an oberster Stelle. In einer Zeit, wo politische Ansprüche auf Raum im Namen ethnischer Identitäten auch in Europa wieder mit erneuter Vehemenz gefordert und mit Kriegsgewalt durchgesetzt werden, dürften sich Feministinnen ernsthaft fragen, was es mit dieser Kombination – Identität «Frauen» und Anspruch auf «Raum» – auf sich hat. Wie kommt es, dass sich die politischen Ziele der neuen Frauenbewegung nach knapp zwanzig Jahren in Bittstellen an den Staat für etwas Raum erschöpfen? Wie kommt es, dass der erbitterte Kampf gegen die Diskriminierung aufgrund des Geschlechts immer mehr von einem selbstgewählten Feiern eben dieser Geschlechtsidentität abgelöst wird? Was bedeutet es, wenn sich auch die feministische Politik von der Identitätspolitik vereinnahmen lässt?

Die Forderungen nach Raum laufen in zwei auf den ersten Blick scheinbar gegensätzliche Richtungen: Auf der einen Seite fordern Frauen, dass Frauen vermehrt in den «Raum» der Männer, die sog. «Öffentlichkeit», eindringen und sich diesen «erobern» sollen; auf der andern fordern Frauen nach sog. «Freiräumen», wo Frauen unter sich, d.h. ohne Männer, sein können. Die zweite Forderung wird oft dem radikaleren Flügel der Frauenbewegung zugeschrieben, erstere eher dem reformistischen. Dass jedoch die Forderung nach «Frauenräumen» an sich schon einer radikalen feministischen Politik zuzuordnen sei, muss ernsthaft in Zweifel gezogen werden: Es bleibt immerhin die Frage, was in diesen Räumen gemacht werden soll, d.h. es bleibt die Frage nach dem politischen Sinn und Zweck.

Die Forderung nach «Raum für Frauen» wechselt Mittel und

Zweck, macht das Mittel zum Selbstzweck. Raum und Zeit sind zwar ein Politikum in der feministischen Analyse des patriarchalen Geschlechterverhältnisses; Raum für das blosse «Zusammensein von Frauen» zu fordern ist jedoch kein feministisch-politisches Ziel – im Gegenteil, es ist ein eindeutiger Schritt zur Politik der Mächtigen, zu einer Politik des kollektiven Selbstinteresses und der Sicherung der eigenen (relativen) Privilegien. Die Geschichte der Frauenzentren der westlichen Frauenbewegung in den letzten zwanzig Jahren zeigt deutlich, dass diese niemals Zentren für Frauen, d.h. für alle Frauen waren, dass sie vielmehr den Interessen einer kleinen, aber starken Minderheit von Frauen dienten, insbesondere der weissen gebildeten Mittelschicht. So ist es auch kein Zufall, dass der noch meistgenannte Grund für «Frauenräume» heute ist, dass sie ein Ort für «Kultur» sein sollen.

Lesbische Gemeinschaft: Ein grossherrliches Konzept?

Sarah Hoaglands Buch *Die Revolution der Moral: Neue lesbisch-feministische Perspektiven* liefert ein klares Beispiel dafür, was es bedeutet, im Sinne einer solchen Identitätspolitik «Raum» zu fordern – hier für die Identität «Lesben». Auch wenn noch die Rede von lesbisch-feministischen Perspektiven ist, so ist die Frage berechtigt, wo denn das Feministische bleibt. Es geht um «Wir Lesben», um eine «lesbische Ethik», um eine «lesbische Gemeinschaft». Den einen geht's um die Europäische Gemeinschaft, den andern um die Lesbische. Die Identität, die zur Mitgliedschaft berechtigt, mag unterschiedlich sein, das Prinzip ist das gleiche: Zugehörigkeit und Ausschluss. Ihr Verständnis von den Zielen der «Neuen Frauen- und Lesbenbewegung» in den USA beschreibt sie wie folgt: «Unsere erste Aufgabe war es, Raum für Lesben zu schaffen» (S. 241). Was es in solchem Raum zu tun gab, wird auch gleich klar: «Wir konzentrierten uns auf uns selbst» (S. 241).

«Wir Lesben sind ein Volk, und ich will nur für mein Volk arbeiten», verkündete eine Frau während einer Podiumsdiskussion an der Lesbenwoche 1985 in Berlin. Schwarze, jüdische und andere Lesben waren empört über diese grossherrliche Bemerkung, die den (oft unterschwelligen) Rassismus weisser Frauen und Lesben in deutliche Worte kleidete. (Siehe Katalog Bremer Frauenwoche S. 24.)

So heisst es in der Beschreibung zur Veranstaltung «Gibt es ein lesbisches Wir» im Katalog der Bremer Frauenwoche 1991. Die Frage ist, ob sich von «Volk» von 1985 bis zum «Wir» von 1991 viel geändert hat. Zwar hat das Wort «Volk» im Deutschen und aufgrund der deutschen Geschichte eine besondere Anrühigkeit, was im Urteil «grossherrlich» auch angedeutet ist. Aber ob es eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit der Kritik an dieser Konzeption eines «lesbischen Volkes» oder der «Schwesternschaft der Frauen» tatsächlich gegeben hat, bleibt fragwürdig, wo das «Volk» durch scheinbar weniger «grossherrliche» Konzepte wie «Wir» oder «Gemeinschaft» ersetzt wird.

Sarah Hoagland schreibt in ihrem Vorwort, sie diskutierte auch traditionelle Inhalte, «besonders die Aspekte der Tradition, die von Lesben aufgegriffen wurden»; sie «finde es wichtig, dass wir wissen, woher diese Ideen stammen und wie die Tradition unter uns weiterwirkt.» Eine dieser Traditionen ist aber gerade die von ihr nicht hinterfragte und als Selbstverständlichkeit vorausgesetzte «Lesbengemeinschaft», zu deren Tradition in der weissen Frau-

enbewegung der USA sowohl die «Lesbian Nation» wie Joan Nestles «my people» gehört. So wundert es auch nicht, dass diese Gemeinschaft, fast so wie die «Nation», ihre Staatsbürgerschaft und ihre Grenzen hat: «Beim Aufkommen der Frauenbewegung und der Lesben- und Schwulenbewegung in den USA... haben wir (Lesben) der patriarchalen Gesellschaft unseren Rücken gekehrt und uns aufeinander konzentriert» (S. 15).

Lesbische Republik mit «nationalistischer» Politik

Während die feministische Politik der Frauenbefreiungsbewegungen sich der patriarchalen Gesellschaft gerade zuwendet, sich einmischt und ihr den Kampf ansagt, dreht «die Lesbengemeinschaft» ihr den Rücken. «Dabei entstanden Hunderte von Lesbenprojekten: Kollektive, Zeitungen, Schallplattenfirmen, Buchläden, Druckereien, Filmgesellschaften, Frauenschulen, Lesbenzentren, Bibliotheken und Archive, Kreditgenossenschaften, Magazine, Gesundheitszentren, Restaurants, Radiosender, Lebensmittelkooperativen, Rehabilitationszentren für Alkoholikerinnen, Notruf-einrichtungen, Frauenbands, Lesben-camps, Musikfestivals, mehr Lesbenbars und, und, und» (S. 15).

Mit andern Worten, alles, was es zum Leben so braucht – eine nahezu zur Unabhängigkeitserklärung bereite Lesbische Republik.

Die Politik dieser Republik ist keine feministische, sondern eine «nationalistische»: Ein Bemühen darum, dass es «uns», unserm Volk, so gut wie möglich gehe, dass es sich einrichtet in einem eigenen Lebensraum und einer eigenen «Kultur». Was ausserhalb der Landesgrenzen geschieht, was auch Frauen ausserhalb dieser selbsterwählten «Gemeinschaft» betrifft, ist nicht unsere Verantwortung: Wir «konzentrieren uns auf uns selbst.» Hoagland betont: «Lesben lieben Lesben» (S. 18). (Deutsche lieben Deutsche, Franzosen lieben Franzosen. Wie Le Pen erklärt: «Ich liebe meine Töchter mehr als meine Cousinen, meine Cousinen mehr als meine Nachbarn, meine Nachbarn mehr als Fremde.»)

Feindbild: Patriarchen

Natürlich gibt es auch den Feind im Nachbarland: Dort nämlich wohnen «die Patriarchen» – auch sie eine Nationalität und Identität. Ganz anders als beim Feminismus geht es hier nicht um die Bekämpfung unterdrückerischer patriarchaler Gesellschaftsstrukturen, sondern um Krieg mit dem Stamm «der Patriarchen»: «Was wir von den Pa-

triarchen gewonnen hatten, ging wieder verloren... Unser Bemühen, eine Lesbengemeinschaft aufzubauen, war von aussen und von innen ernstlich bedroht» (S. 16). Es hört sich an wie die Geschichte einer Pioniergesellschaft mit ihren «Errungenschaften» und Verlusten. Oder eines Bürgerkrieges im Kampf um die Grenzen.

Was Hoagland für die Gemeinschaft der «Lesben» fordert, ist symptomatisch für breite Tendenzen auch in der «Frauenbewegung»: ein selbstverständlicher Gebrauch einer Kollektiv-Identität, eines «Wir Frauen», das über die Unterschiedlichkeiten von Frauen und ihren Unterdrückungssituationen und damit ihrer politischen Prioritäten hinwegtäuscht. «Wir» heisst «ich und die Meinen», und «unsere» Anliegen sollen universalistisch für die aller Frauen gelten.

Von Ausbeutung ist nicht mehr die Rede, und «Unterdrückung» fungiert nur noch als ein vager Störfaktor in der Umwelt. So meint Hoagland: Wir müssen «der Unterdrückung ... widerstehen und ihr den Boden entziehen». Sie «glaub(t) nicht, dass die Unterdrückung von uns genommen werden wird ... Wenn die Unterdrückung ein Ende nehmen soll, müssen wir aus ihr ausziehen (S. 17, m.H.). Wohl ins Land der Lesbischen Republik, wo die Luft rein ist, oder in sonst einen «Freiraum für Frauen».

Urlaub statt Politik

Bei einem solchen Politikverständnis ist es schwer zu verstehen, was für *feministische Perspektiven* es noch geben kann. Hier gibt es keinen Kampf zur Befreiung aller Frauen aus der Unterdrückung, keine Politik gegen die Ausbeutung und die Machtverhältnisse. Vielmehr lernen wir eine uralte Politik, nämlich die eines Mustervolkes einer vorbildlichen Republik, dessen überlegene Moral die Welt verändern wird. Denn «Lesben» sind an sich eine besondere Rasse: «In jeder Lesbe steckt etwas, das uns Mut macht ... in jeder Lesbe steckt etwas von dem Geist, der mir für die Art ethischer Begriffe, an denen ich interessiert bin, wesentlich zu sein scheint. Es ist eine bestimmte Fähigkeit zum Widerstand und zu einer neuen Perspektive, und eben diese Fähigkeit aller Lesben zieht mich an» (S. 19, m.H.).

Da «Lesben» oder «Frauen» scheinbar die besseren Menschen sind, wollen wir uns exklusiv mit ihnen aufhalten. Ihre politische Einstellung interessiert uns nicht, denn wir fahren in den Urlaub: «(Wir) brauchten eine Erholung vom Heterosexualismus ... wir brauchten ausreichend Zeit und Raum für unsere Neuerungen. ... Wir konzentrierten